

Die Physik rückt immer weiter von der Sinneswelt ab. Aus ihrem Weltbilde schwinden die bunten, anschaulichen Bilder immer mehr. Mathematische Symbole treten an deren Stelle. Eine Wolke von Mathematik umhüllt gleichsam die Natur. In seinem bekannten Höhlengleichnis hat Platon das Schattenhafte der menschlichen Erkenntnis genial veranschaulicht. Vor dem Eingang der Höhle brennt ein großes Feuer. Zwischen Feuer und Eingang werden Gegenstände vorbeigetragen. Die Höhlenbewohner sind gefesselt. Den Rücken kehren sie dem Feuer zu, und so sehen sie nur die vom Feuer auf den Hintergrund der Höhle geworfenen Schatten der draußen vorbeigetragenen Dinge. Aus den Schatten schöpfen sie die einzige Kenntnis der Außenwelt. Wir Menschen sind alle in einer ähnlichen Lage. Von der wirklichen Welt haben wir keine unmittelbare Wahrnehmung. Sie liegt für den theoretischen Physiker in einer Wolke von Mathematik. Auf diese Wolke wirft die wirkliche Welt ihr Schattenspiel. Je weiter die theoretische Physik sich entwickelt, um so feiner und zarter wird die Wolke, um so deutlicher und schärfer werden die Schatten. Aus ihnen erkennen wir die wirkliche Welt, aus der Gesetzmäßigkeit des Spieles der Schatten die Gesetzmäßigkeit der Vorgänge der Natur.

Körperliche und geistige Arbeit

Von Stanislaus v. Dunin Borkowski S. J.

Nach den heiligen Schriften sollte der erste Mensch sogar im Paradies der Freude seinen Garten bebauen (1 Mos. 2, 15). Die Ursünde aber trug ihm die Last der drückenden Arbeit ein (1 Mos. 3, 17—19). So erscheint denn bereits in den Morgenstunden der Menschheit ein doppeltes Antlitz der Arbeit: die Arbeit als Ausfluß und Forderung des menschlichen Wesens; das begründet ihre Naturhaftigkeit und Würde; und die Arbeit als Folge der Sünde; das brachte ihr Schweiß und Schmerz. Dieses zweite Gesicht wurde vorherrschend. Der Druck ging bald ganz auf die Bedrückten über. Die Herrschenden wälzten alle Arbeit auf die Beherrschten ab. Freiheit von Arbeit und Zwang zur Arbeit standen sich gegenüber. Auf dieser Ebene verschwand bei vielen Völkern und in vielen Staaten die Idee der Würde der Arbeit. Man braucht nur an die Ägypter und Babylonier, an die Griechen und Römer zu denken. Philosophische Theorien wurden durch die rohe Wirklichkeit widerlegt.

In den Büchern des Alten Testaments bietet sich ein anderes Bild: Man gewinnt überall den Eindruck, daß die Handarbeit, besonders das Kunsthandwerk, in Ehren stand. Eine theoretische Würdigung spricht allerdings nur aus zwei Stellen. Einmal werden im 38. Kapitel des Buches Jesus Sirach (26—36) Ackerbauer, Schmiede, Zimmerleute und Kunsthandwerker, die alle „weise sind in ihrem Fach“, gepriesen, weil „ohne sie keine Stadt aufgebaut werden könne“.

Im 31. Kapitel des Buches der Sprichwörter liest man jenes bekannte prachtvolle Lob der tüchtigen Hausfrau (10—31). Erschütternd wirkt als trüber Gegensatz die Schilderung des schweren Joches, das auf allen Men-

schenkindern lastet, „vom Herrscher auf prunkvollem Thron bis zum Verdemütigten in Staub und Asche (Sir. 40, 1—11).

Es ist lehrreich, diese Sprüche mit den vier klassischen Büchern der Chinesen zu vergleichen. Hier zeigt die Arbeit ein helleres Gesicht als im europäischen Altertum. Die Praxis widerstand allerdings auch manchmal. Man erwartet in diesem uralten Land des Feldbaues eine Fülle weiser Worte über die körperliche Arbeit. Da wird man freilich enttäuscht. Führen wir alle Texte vor.

In der „Großen Lehre“ stößt man nur auf eine einzige Stelle¹: „Es gibt ein ausgezeichnetes Mittel, einem Staat viele Hilfsquellen zu öffnen: wenn jene, die sie beschaffen, zahlreich und wenn der Verbraucher wenige sind; wenn die Arbeitenden schnell schaffen und die Ausnutzer langsam schreiten. Dann wird es nie an Hilfsmitteln fehlen.“

Im Buch „Unveränderliche Mitte“ finden sich vier Aussprüche, die aber nur mittelbar und entfernt in unserer Reihe Platz finden: Einmal wird das richtige Handeln nach dem Naturgesetz mit der Arbeit des Mannes verglichen, der nach dem Muster eines vorliegenden Beilstieles einen neuen anfertigt. An einer zweiten Stelle wird unter die Gesetze, die ein weiser Staatsmann beobachten muß, die Notwendigkeit gereiht, viele Handarbeiter herbeizuziehen. Ein dritter Spruch lautet: „Der Staatsmann muß täglich die Arbeit beaufsichtigen, jeden Monat die Geschicklichkeit eines jeden einschätzen und die der Arbeit angemessenen Löhne verteilen. So ermutigt er den Arbeiter aller Gattungen.“ Endlich wird einmal hervorgehoben, daß selbst der gänzlich Ungebildete (Feldarbeiter), Mann oder Frau, die richtigen Lebensregeln zu erkennen vermöge².

Auch die sonst so prächtigen „Gespräche des Konfuzius“ bieten nur vier „Arbeitstexte“³. Fan Tscheu bat einmal den Konfuzius, ihn den Ackerbau zu lehren. „Das kann ein alter Landmann weit besser als ich“, erwiderte der Meister; und er tadelte den Fürsten, nachdem er weggegangen war: „Wozu braucht ein Herrscher die Landwirtschaft zu erlernen?“ Alle Arbeiter werden ihm gern zu Diensten sein, wenn er nur gut und gerecht regiert.

Ein kleiner Satz im 15. Kapitel bringt nur einen bildlichen Ausdruck aus der Arbeitswelt. Der Handwerker und der Bauer schärfen zuerst ihre Werkzeuge. So müßte auch der nach Vollkommenheit Strebende Hilfe bei den Nebenmenschen suchen. Ein anderer Vergleich stellt den Bauer, der bei schlechter Ernte Hunger leidet, dem Weisheitsjünger entgegen; dieser leide niemals Mangel, weil er nur an die Tugend denke und keine andere Sorge habe.

Sehr hübsch gibt sich eine schlichte Erzählung: Ein Jünger Konfutses bleibt bei einer Reise hinter dem Meister zurück und fragt einen alten Mann, der Gras in einen Korb sammelt, ob er Konfuzius gesehen habe. Da fährt ihn der Greis recht unwirsch an: „Du rührst weder Hand noch Fuß

¹ Editio S. Couvreur S. J. (1910); Text, Transkription, lateinische und französische Übersetzung. Vokabular. S. 23.

² A. a. O. 34 36 47 49.

³ A. a. O. Kap. XIII, S. 212; Kap. XV, S. 241 u. 246; Kap. XVIII, S. 279.

zur Arbeit; du kannst ja nicht einmal die fünf Getreidearten unterscheiden. Was ist das für ein Meister, den du da hast?“ Und dann fährt er fort, Gras auszureißen. Der Jünger faltet ehrfurchtsvoll die Hände und wartet schweigend. Da läßt ihn der Alte in sein Haus, schlachtet ein Huhn und stellt ihm seine beiden Söhne vor.

Reichere Ausbeute, achtzehn Aussprüche, bieten die sieben Bücher Mengt seus. Dieser Weise empfiehlt dem Fürsten die Organisation der Arbeit, damit die gemeinsame Frucht allen reichlich zukomme (Kap. I S. 304 u. 305). Der innere Wert der Handarbeit und ihre Erhebung zum sittlichen Stand kommt im ersten Kapitel des zweiten Buches zu schönem Ausdruck (S. 378 u. 379): Der Verfertiger von Bogen und Pfeilen darf über sein Werk nicht erröten. Schämt er sich, einem Sklaven ähnlich zu sein, so pflege er die Tugend der Menschenliebe (Jên). Und gleich darauf erzählt Mengt se über den Kaiser Tseu Lu: „Seit der Zeit, da er Bauer, Töpfer, Fischer war, bis er Kaiser wurde, richtete er sich stets nach dem Vorbild anderer.“ Als einst Uen, Fürst von T'en, Mengt se über die Regierungskunst befragte, belehrte ihn der Weise: „Die große Volksangelegenheit [der Ackerbau] heischt die Hauptsorge. Man liest im Tscheu King: Den Tag über sammeln wir Stroh [zur Dachbedeckung]; des Nachts drehen wir Stricke. Beeilen wir uns, auf die Dächer zu steigen [sie auszubessern]; bald werden wir Getreide säen“ (III, I S. 412).

Über die Organisation der Landarbeit spricht nochmals dasselbe Kapitel (S. 416 u. 417). „Fehlen die Gelehrten“, schließt die Mahnung, „so wird niemand da sein, den Bauern zu beherrschen. Fehlen die Landarbeiter, so kann niemand den Gelehrten die Lebensnotwendigkeiten liefern.“

Tschen Siang lobte einst vor Mengt se den Fürsten von T'eng, da er neben seinen Regierungssorgen selbst sein Mittag- und Abendmahl bereitete. Will er denn auch, antwortet der Weise, die Stoffe weben, um sich Kleid und Mütze zu verschaffen? Wie der Bauer nicht auch zu gleicher Zeit die verschiedenen Handwerke ausübe, so solle auch der Fürst kaufen, nicht selbst schaffen (III, I S. 420—422).

Ein allgemeines Gesetz der Arbeitsteilung wird gleich darauf nochmals berührt. Die mannigfaltigsten Schaffenskreise sind unumgänglich notwendig; die Geistesarbeiter regieren, die Handarbeiter werden beherrscht. Diese allgemeine Norm waltete im Menschengeschlecht zu allen Zeiten (III, I S. 422 u. 423; und nochmals in ähnlicher Fassung S. 424 u. 425).

„Wenn man nicht dafür sorgt, daß die einen Menschen für die andern arbeiten, daß der Tauschhandel geübt wird, daß man mit seinem Überfluß sich das verschafft, woran man Mangel hat, so werden die Bauern zu viel Getreide und die Frauen zu viel Leinen haben (III, II S. 441).

Jegliche Arbeit ohne Liebe der Eltern zu den Kindern ist tränenreich (V, I S. 508 u. 509). Eine andere Stelle (VI, II S. 594) handelt wieder über die Aufsichtspflicht für die Landarbeit.

Die Notwendigkeit der geistigen Arbeit als Selbstzucht und Erziehung betont ein Text im siebenten Buch (I S. 622 u. 623). Aber dieser Text gehört eigentlich nicht in unsere Reihe.

In einiger Entfernung fügt sich dagegen in diese Ordnung ein Ausspruch des siebenten Buches (II S. 636): „Das Volk ist die Hauptsache im Staat; die Schutzgeister des Bodens und der Saat kommen an zweiter, der Herrscher erst an dritter Stelle.“

Die übrigen fünf Texte bringen nur Vergleiche aus dem Handwerkerleben: Vom Tischler und Stellmacher (VII, II S. 633 ff.); vom Zimmermann (VII, I S. 628); vom Bogenmacher (II, I S. 379); vom Ackermann (II, I S. 305); vom Holzhacker und Steinmetz (I, II S. 342 u. 343).

Wir haben uns bei dieser altchinesischen Weisheit länger aufgehalten, weil sie ehrwürdige Naturgrundsätze in ursprünglichster Einfachheit und unnachahmlicher Frische ausspricht und manches Motiv für die folgende Darstellung bietet. Das Naturgesetz und der objektive Geist sprechen das letzte Wort über Wert oder Unwert menschlichen Schaffens. Die Arbeitstheorie nähert sich weit mehr der christlichen Auffassung als die Lehren der griechisch-römischen Welt.

Das Lob der geistigen Arbeit in dem weiten Sinn, den wir gleich erörtern werden, findet sich in diesen Büchern, wie auch in den heiligen Schriften an zahllosen Stellen, ohne aber ihr Verhältnis zur Handarbeit zu berühren. Jesus Christus, der Arbeitersohn und langjährige Handwerker, der die kleinen Leute zur Weltreform auswählte und ihnen jenen Geist eingab, der einen Paulus lehrte, vom Schaffen seiner Hände zu leben; er, der den ersten Christen die Gleichwürde jeder Arbeit um Gottes willen einprägte, betonte aber auch in seinen unerhörten Worten von der Sorglosigkeit der Vögel und dem Vorsehungskleid der Lilien die erlöste Arbeit, die einem freieren Rhythmus gehorche und dem Erstickungstod durch atemlose Arbeitswut wehre; denn sie läßt, Ewiges höher schätzend, geistigen Pausen den Vorrang.

Die Parabeln aus dem Wortschatz und den Kornkammern der Arbeit sind Zeugnisse für den Ort in seinem Herzen, wo ein wohlbehüteter Schatz des „Handwerks“ und der Liebe zu ihm zusammen wohnten. Vom Ackerboden, vom Fischernetz nahm er seine Vergleiche. Der Hauptvorrang aber gebührte einem Kreis strengster geistiger Arbeit, den wir gleich gegen die geistige „Tätigkeit“ abgrenzen werden: dem unermüdlichen Schaffen an der eigenen Vollkommenheit und der Mühsal der Erziehung des Menschengeschlechtes.

Von jenem geistigen Arbeiten, das Wissenschaft und Gelehrsamkeit zeugt, sprach er niemals. Man zimmert häufig aus dieser Tatsache eine Art Geistesrichtung. Jesus habe einer gewaltigen Geistesbildung gegenübergestanden und habe sie ignoriert; das sei doch wohl Grundsatz und bewußte Abweisung gewesen. Ein recht abwegiger Schluß. Ganz abgesehen davon, daß man alle Aussprüche des Herrn in den Evangelien auf wenigen Seiten unterbringen kann, und doch wohl nicht behaupten wird, er habe sich mit diesem Kleinmaß begnügt; wobei ja auch die „zahllosen“ möglichen „Bände“ vergessen werden, von denen Johannes schreibt (Joh. 21, 25). Das Vorurteil, daß dem Herrn die Aussprüche über körperliche Arbeit gut anstehen, daß aber solche über wissenschaftliche und gelehrte Bildung seinem Wesen widerstünden, kommt nur aus einem verkehrten Teilbild, das wir

uns von Christus formen, weil wir neben den evangelischen Wirklichkeiten unermeßliche Möglichkeiten versinken lassen. Daß uns zahlreiche Spruchdenkmäler des Herrn nicht überliefert wurden, hat zweifellos gute Gründe, Grenzen seines Sprechens kann man aber daraus nicht erklügeln.

Die Handarbeit im christlichen Mittelalter, zu der auch die Großkunst- und Kleinkunstgebilde gehörten, erwarb sich durch ihre Gliederungen und Zusammenschlüsse und durch ihren Aufbau der Städte ein Ansehen und eine Würde, die nicht leicht zu überschätzen sind⁴. Die Arbeitsscheu der Ritterschaft, mit Ausnahme der Dichtkunst- und Musikpflege, bürgerte allerdings gangbare Werturteile ein, die den Standesvorurteilen beizuzählen sind. Das 12. u. 13. Jahrhundert durchbrachen diesen bösen Bann, aber nur auf einige Zeit.

Die mittelalterlichen Denker, der Aquinate an der Spitze, haben die mannigfachen Reihen, die sich auf diesem Feld kreuzen, gut gesichtet und auseinandergelegt: Das menschlich Wesentliche der Arbeit und daneben ihre in der Erbsünde begründete, drückende Zufälligkeit; den körperlich zum Arbeiten drängenden Selbsterhaltungstrieb und die ethische Würde besonnener Tätigkeit; die individuelle Vervollkommnung und den Einbau in das Gemeinschaftsganze; die Arbeit als Mittel zur Wohlfahrt und die Arbeit in ihrem Selbstzweck, weil Wesensforderung des Menschen; die Arbeit als Knechtschaft und die Arbeit als Befreiung; Sklaven- und Freiarbeit; die Muß- und die Sollarbeit; die Arbeit mit Pausen und die sorgenbezwungene feierlose Arbeit⁵. Ein Punkt harret noch besonderer Pflege: Die Erbsünde-Arbeit und die erlöste Arbeit. Die Unterschiede beider sind unermeßlich.

Nicht bloß das Gesetz des Schweißes und des dornentragenden Bodens wird im erlösten Stand bedeutend gemildert; die Arbeit als Strafe wird geradezu gewandelt in Arbeit als Wert, Würde, ja als Lohn und Nachbildung des Lebens Christi. Das Paulinische „In Christus Jesus“ bemächtigt sich der Arbeit und nimmt ihr den Fluch der Sünde. Damit erwächst ihr auch ein neues Maß der Zeit und der Mühsal; die Häßlichkeit der Überbürdung schwindet; Arbeit in Schönheit steigt auf. Alle Behinderungen dieser Umgestaltung sind mehr wirtschaftlicher und staatlicher Natur als Ausgeburten menschlicher Leidenschaften und persönlicher Bosheit. Die Erlösung der Arbeit im Sinne des Christentums wird durch eine falsche Kultur- und Bildungsentwicklung aufgehalten; gefördert sieht sie sich durch eine gerechte Güterverteilung, verbreiterte Wohlfahrt, weise und weitgespannte Verteilung von Schaffen und Feiern, offene Zugänge zu einer von Schmutz, Schund, Kitsch und Gottentfremdung gereinigten Bildung, weite und schön geschmückte Tore zu religiöser Erkenntnis und ethischer Betätigung.

Und das Merkwürdigste ist, daß gerade diese durch Pausen verjüngte und durch Schönheit geadelte Arbeit, immer deutlicher, je kraftvoller sie sich durchsetzt, einen erwünschten Würdegleichklang unserer beiden

⁴ Vgl. Gustav Schnürer II 198 262 ff. (Ritter) 450 ff. 497 ff.

⁵ Man vergleiche die beiden schönen Untersuchungen: Fr. X. Eberle, Arbeitsmotive im Lichte der christlichen Ethik (München 1912), und Joh. Haessle, Das Arbeitsethos der Kirche nach Thomas von Aquin u. Leo XIII. (Freiburg i. Br. 1923).

Reihen schafft; denn sie läßt die Menschen, jede Gruppe in ihrem Arbeitsbereich, auf einem gemeinsamen Feld der wahren Herzensbildung und religiösen Höhe einander begegnen; diese zwei starken Größen erheben jede Art von Arbeit zu einer allen gemeinsamen menschlichen Höhe; der arbeitende Mensch als solcher wird gleichsam verklärt und innerlich gleichmäßig ausgestattet. Ganz bedeutsam ist aber noch eine weitere Beobachtung. Die erlöste Arbeit in der eben dargelegten Form und Vollendung sichert die unverbrauchte Spannkraft zu eiserner Abhärtung, heldenhaftem Durchhalten, zu körperlichen und geistigen Höchstleistungen, während jede erzwungene, unter Druck und seufzendem Ingrimme gestellte Arbeit den Körper aufreibt und den Geist verklävt. Und auch dieser Erfolg sichert beiden Arbeitsordnungen eine gemeinsame Basis.

Auf dem Weg, den wir bisher gegangen sind, sammelten wir die Einzelstücke, aus denen sich nunmehr das Wertverhältnis beider Reihen noch grundsätzlicher und klarer entwerfen und aufrüsten läßt. Um mit festen Begriffen zu arbeiten, wird man zunächst geistige Tätigkeit und geistige Arbeit sondern müssen und zwischen dem Geistesarbeiter im allgemeinen und dem geistigen Arbeiter im heute geltenden Sinn sorgfältig unterscheiden.

Jede körperliche Arbeit wird von geistiger Tätigkeit begleitet. Sinkt sie zu einer rein mechanischen Hantierung herab, so kann man sie kaum noch einer menschenwürdigen Bewegung beizählen. Das bedauernswerte Opfer eines solchen Maschinenbetriebs wird, um sein Menschentum zu retten, die gedankenlose Bedienung mit Zweck- und Werkideen, mit Fertigungs- und Fachumüberlegungen wenigstens zu umsäumen versuchen. Dazu anleiten und erziehen ist eine wichtige Aufgabe.

Das reine Nachdenken ist gewiß geistige Tätigkeit; „Arbeit“ in dem hier angewandten Sinn ist es nicht. Nach Ausweis des asiatischen und des europäischen Kreises wird die Geistestätigkeit erst dann „Arbeit“, wenn sie bewußte und geregelte Anstrengung zum Aufbau der eigenen Vervollkommnung oder zum geistigen Dienst am Nebenmenschen (beides im weitesten Sinn) einschließt und durchführt. Die chinesischen und buddhistischen Weisheitslehren, der vorbuddhistische Yoga-Aszeticismus, die intellektuelle Selbstbefreiung der indischen Vedanta-Denker sind Zeugnis genug; denselben Begriff der geistigen Arbeit faßten die Stoiker, die Mönche rings um die Kollationen des Abtes Cassian, die großen christlichen Aszeten und Geisteslehrer — um einiges eben nur zu nennen.

Das Gebet nimmt dagegen im Christentum eine Sonderstellung ein; es hat seinen Platz außerhalb der „Arbeit“. Daß man es mittels logischer Kunststücke in den Arbeitskreis einzwängen kann, ist unzweifelhaft, aber auch philosophisch höchst unschicklich.

Jene Selbstpflicht und jener Gemeinschaftszweck der Arbeit bietet einen guten Gesichtspunkt zur Bewertung unserer beiden Ordnungen. Hier werden nicht zwei Arbeitsinhalte miteinander verglichen, sondern zwei Seelenhaltungen. Mag sich die Tätigkeit auf einer körperlichen oder geistigen Bahn bewegen, beider Lauf ist gleichwertig vom Standort des Bewegungsmotivs; um so wertvoller, je selbstloser der Gemeinschaftsgedanke am

Werk ist. Der Maßstab liegt außerhalb der Arbeitsinhalte, aber innerhalb des Arbeitsethos. Und dieser Maßstab ist der wesentlichere.

Man kann zweifellos auch die „Qualität“ der Arbeit zu einem Wertmesser machen. Die von hier aus ergriffene Frage nach dem Vorrang der geistigen Arbeit vor der körperlichen wurde zu allen Zeiten gestellt und mit erstaunlicher Einmütigkeit beantwortet. Schon Thomas von Aquin hat sie sehr klug und für seine Zeit abschließend behandelt. Es würde aber alles in Verwirrung gebracht, wenn man diesen Gleichgewichtszeiger zum einzig richtigen und gültigen erhöhe.

Überdies greift hier noch eine andere wesentliche Erwägung ein. Jener allgemein zugestandene Vorrang kommt überhaupt nur zur Geltung, wofern man die unmittelbar bewirkenden Kräfte in den Mittelpunkt des Vergleichs stellt. Die Wirkursachen als Arbeitsschöpfer werden miteinander in Beziehung gebracht, nicht ihre Ergebnisse und nicht die Arbeitsleistung. Mit andern Worten: Der hier gemeinte Vorrang besagt nur, daß die körperlichen Ursachen in der Seinsordnung unterhalb der geistigen stehen; hier allein steckt also das Vergleichsmerkmal. Die jedesmalige einschlägige Arbeitsleistung aber kann auf der Ebene der körperlichen Tätigkeit, in ihrer eigenen Ordnung, vollkommener sein als das geistige Schaffen auf seinem Feld.

Die Arbeitsprodukte endlich sind im Zweikampf um den Vorrang, sobald man sie von den sie erzeugenden Kräften loslöst, nicht innerhalb der eigentlichen Arbeitsgeltung vergleichbar, sondern nur innerhalb der übereinander gelagerten Seinsstufen, die an sich mit Arbeit nichts zu tun haben. Diesen Maßstab also in dem hier umrissenen Bereich anzuwenden, wäre unmethodisch.

Die richtige Einordnung der Arbeitsqualität in das Gebiet der Wirkursachen schützt auch vor einem verhängnisvollen Mißgriff: Man wird sich auf diesem genau abgesteckten Plan nicht unterfangen, die Beschaffenheit der körperlichen Arbeiten nach ihrer Vornehmheit und „Gemeinheit“, ihrer Reinlichkeit und ihrem Schmutzgehalt zu buchen, und so das Straßenkehren z. B. einer minderwertigen Gattung einzugliedern. Auf unserem Gebiet macht eben nur die Wirkursache die Qualität, nicht der Arbeitsinhalt.

Wenn man sich die Freude einer heillosen Verwirrung gönnen wollte, so würde man hier die „Qualitätsarbeit“ als Gegenbeweis vorführen. Aber die Antwort wäre einfach genug: Bei diesem Mißverständnis wird nicht die Arbeitswürde abgeschätzt — unser Ziel —, sondern die Vorzüglichkeit des Rohstoffes oder die Vollkommenheit der Maschine oder die Fingerschicklichkeit des Schaffenden oder gar die Erfindungsgabe irgend eines Vorfahren dieses Bestwarenverfahrens.

Ganz wesentlich ist dagegen das Werturteil nach dem größeren oder geringeren Nutzen einer Arbeitsleistung für die Gemeinschaft. Man kann aber diese Angelegenheit nur Fall um Fall abwickeln. Eine allgemeine Behauptung, die geistige Arbeit sei die nützlichere, ist entweder ein vielfach (nicht immer) geltender Gemeinplatz oder aber ein Fehlschluß aus gewissen staatlichen Zuständen, Kulturperioden, Arbeitsnotwendigkeiten.

Die einzelnen geordneten Fälle kann man dann freilich nach ihrer Ähnlichkeit zusammenschließen und vielleicht zu einer Theorie verdichten. Die Vorarbeiten zu diesem Bau sind noch nicht geleistet.

Nun stehen wir an der letzten Unterscheidung: Der „geistige Arbeiter“ in dem heute geltenden Sinn wird eigentlich erst geboren, wenn seine Arbeit in den wirtschaftlichen Kreis einbezogen wird, wenn sie beginnt, den Lebensunterhalt zu bedingen und zu schaffen.

Es hieße aber ganz verschiedene Gebiete unsachlich und willkürlich ineinanderschieben, wollte man diese Notwendigkeit des Lebenserwerbs und den Willen zu ihr auch nur irgendwie gleichstellen mit dem Wahrheitsstreben, dem Forschungseifer, der Gemeinschaftsgesinnung, die durch Wissen und Wissenschaft dem Volksganzen, der Menschheit dienen will.

Und dennoch steigt dieses Mittelglied „Lebensunterhalt“, das zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, beide verbindend, steht, zu hoher Bedeutung auf, sobald man auf diesem Standort beide Arbeitsreihen aneinander mißt. Von dieser Stufe aus sind sie gleichwertig. Die geistige Arbeit, als Lebenserwerb betrachtet, hat vor der körperlichen, in gleicher Schau, keinerlei Vorrang, wenn man sich nur streng an den hier abgesteckten Raum hält. Denn wir haben es da mit einer Bewegung des Selbsterhaltungstriebes zu tun, und diese berechnet ihren Rang und Wert nach ihrem richtigen Anlauf, nach ihrer Schnelligkeit, Zielstrebigkeit, Gleichförmigkeit, nicht nach der „Qualität“ des Zieles. Wenn man heute von einer Überschätzung der geistigen Arbeit der körperlichen gegenüber spricht und in richtigen Begriffen spricht, so meint man hauptsächlich diese Falschbewertung.

Nunmehr vermag man auch verkehrte Kriterien gut zu sichten.

Wann und wo immer die körperliche Arbeit nur die Zwangsaufgabe ist für eine bestimmte Menschenklasse, kann man ihr wahres Verhältnis zur geistigen Arbeit nicht festsetzen; man kann sie nicht einmal aus den besinnlichen Werturteilen der diese Arbeit für sich zweckdienlich oder sicherstellig Abweisenden erkennen; denn diese Urteile sind hier von vornherein entsittlicht und verdorben. Aber auch vom geistigen Arbeitsfeld aus läßt sich keine klare Rechnung über beide Reihen formen, wenn dieses Schaffen des Geistes die Merkmale einer in Geringachtung des „Ungeistigen“ gebadeten Kastengesinnung trägt.

Noch weit weniger natürlich darf man die Gleichwertigkeit beider Reihen anbefehlen und jeden Zweifel an dieser durch ein Gesetz eroberten Ebenbürtigkeit der Hand und des Geistes verbieten und bestrafen.

Neben dem oben erwähnten, in gewisser Weise unbedingten Mittelglied des Lebensunterhaltes und jenem andern, beständig schwankenden und wechselnden Gesichtspunkt des Gemeinschaftsnutzens gibt es noch vier ausgleichende Maßstäbe für unsere Doppelreihe. Beide Arbeitsarten sind ebenbürtig und gleichwertig, soweit sie vom Strom einer sittlichen Gesinnung getragen werden. Von einem rein natürlichen Standpunkt aus verwirklichte bereits die chinesische Weisheit diesen Gleichklang. Das Christentum brachte aber erst ein allgemein menschliches und übernatürliches Ethos in den naturedlen Gesinnungslauf. An diese erste Bewertung

eines Gleichklangs schließt sich unmittelbar eine zweite an: In beiden Reihen muß bei jedem einzelnen Schaffen die gleiche endgültige letzte Sinngebung walten. Gleichwertig sind drittens die zwei Ordnungen, soweit in ihnen, in jeder für sich und in ihrem Bereich, die Arbeitsgattung mit einer gewissen Notwendigkeit, aber auch Selbstverständlichkeit aus alten Familienüberlieferungen fließt. Dieser Traditionswert als solcher ist in seiner rein hergestellten, abgeschlossenen Form auf allen Gebieten gleich groß. Die vierte Gleichheit trifft zu, sobald man den individuellen Sinn des Einzellebens ins Auge faßt; die Arbeit muß, soweit sie das ganze Diesseits umschließt, dem persönlichen Gesamtleben einen abgeschlossenen Sinn verleihen. Auch vom Standpunkt dieses reinen Sinnes aus, des Diesseitssinnes als solchen, erscheint jede Arbeit gleichwertig.

Theoretische Werturteile sind aber wenig nütze. Nur zu oft werden sie von Eifersucht und Minderwertigkeitsgefühlen eingegeben und gelenkt. Nebeneinander und in Ehrfurcht voreinander wertvoll arbeiten ist besser als stirnrunzelnd vergleichen.

Kulturbericht

Von Jakob Overmans S. J.

I.

Auf der Weltausstellung in Chicago, die sich kühn „Ein Jahrhundert des Fortschritts“ nennt, fehlt nicht eine „Halle der Religion“, aber Wilfrid Parsons S. J. bezeugt in der von ihm herausgegebenen Newyorker Wochenschrift „America“ (22. Juli 1933, S. 367), daß dort Juden und Mormonen, Heilsarmee und Luthertum und noch manches andere Bekenntnis gut vertreten ist, die katholische Kirche fast gar nicht. Nach langem Suchen finde man „den mehr als zweifelhaften Kelch von Antiochia und an einem abgelegenen Seitenweg ein Kapellenauto“. Sogar Länder wie Italien und die Tschechoslowakei hätten sich „offenbar bemüht, ihre katholischen Überlieferungen nicht in die Ausstellung aufzunehmen“. — Oder soll man auch hier sagen, die katholische Kirche habe durch ihre Abwesenheit betonen wollen, daß sie außerhalb der Reihe aller andern Religionen steht?

Trotzdem hat sie ernsten Anlaß, mit allen tauglichen Mitteln ihre Werbekraft zu erhöhen. So erklärte, wie der „Osservatore Romano“ (12. August 1933, Nr. 188) mitteilt, Erzbischof Leo Peter Kierkels, Apostolischer Delegat für Ostindien, bei seiner Ankunft in Rom, weder bei den Buddhisten in Birma und Ceylon noch bei den indischen Mohammedanern habe die Mission nennenswerten Erfolg. Bei den Hindus stoße sie auf den „blinden Konservativismus der Massen“ und die „Gleichgültigkeit der Gebildeten“. Die führenden Klassen haben an den Universitäten des Abendlandes oder Indiens „oft jedes religiöse Empfinden verloren oder doch katholikenfeindliche Ansichten in sich aufgenommen. Das starke Verlangen nach politischer Selbständigkeit steigert die Abneigung gegen alles Fremde,